



Leseprobe

Claire-Louise Bennett

KASSE 19

„Ein Meisterwerk der autobiografischen Literatur.“
Felix Stephan, Süddeutsche Zeitung

»Wenn man einen Klassiker so begreift, als würde er eine literarische Form gewissermaßen vollenden, dann handelt es sich bei Claire-Louise Bennetts ›Kasse 19‹, so muss man es wohl sagen, um einen Klassiker der Gegenwart.« *Felix Stephan / Süddeutsche Zeitung*

Bestellen Sie mit einem Klick für 22,00 €



Seiten: 304

Erscheinungstermin: 15. März 2023

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

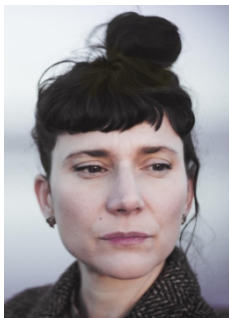
Zum Buch

»10 Best Books of 2022.« **The New York Times Book Review**

»Brillant, einzigartig, feministisch. Claire-Louise Bennett ist eine großartige Autorin.« *Sinéad Gleeson*

Mit atemberaubender Intensität erzählt die preisgekrönte britische Schriftstellerin Claire-Louise Bennett die Geschichte einer jungen Frau – vom Entdecken des eigenen Körpers, vom Beharren auf Unabhängigkeit und von der grenzenlosen Liebe zur Literatur.

In einer Arbeiterstadt einer Grafschaft westlich von London kritzelt ein junges Mädchen Geschichten auf die letzten Seiten ihres Schulheftes, berauscht von den ersten Funken ihrer Fantasie. Als sie heranwächst, werden alles und jeder, dem sie begegnet, zum Brennstoff für ihr Talent: der russische Mann mit dem alten kastanienbraunen Auto, der in dem Supermarkt, in dem sie an Kasse 19 sitzt, einkauft und ihr ein Exemplar von Nietzsches »Jenseits von Gut und Böse« zusteckt. Der immer größer werdende Stapel an Büchern, in denen sie sich verliert - und wiederfindet.



Autor

Claire-Louise Bennett

Claire-Louise Bennett ist eine faszinierendsten Stimmen unserer Zeit. Sie wuchs in Wiltshire im Südwesten Englands auf und lebt seit vielen Jahren in Galway an der irischen Westküste. Bereits ihr

Claire-Louise Bennett

Kasse 19

Claire-Louise Bennett

Kasse 19

*Aus dem Englischen
von Eva Bonné*

Luchterhand

»Glauben Sie mir, Ausdruck ist Wahn, entspringt aus unserem Wahn. Es hat auch mit dem Umblättern zu tun, mit dem Jagen von einer Seite zur anderen, der Flucht, der Mittäterschaft an einem wahnwitzigen, geronnenen Erguß, es hat zu tun mit der Niedertracht eines Enjambements, mit der Versicherung des Lebens in einem einzigen Satz, mit der Rückversicherung der Sätze im Leben.«

Malina, Ingeborg Bachmann, 1971

»Manchmal besitzt die Gleichheit einer Stellung etwas Magisches, sie gehört zu den Dingen, die uns von ewiger Kameradschaft kündigen. Sie veränderte die Lage ihrer Ellbogen, ehe sie fortfuhr: ›Wie ich mich benommen habe – das war lächerlich.«

Zimmer mit Aussicht, E. M. Forster, 1908

I.

Eine dumme Angewohnheit

»Die Zukunft jeder Errungenschaft ist unvorhersehbar.«

Erinnerungen eines Mädchens, Annie Ernaux

Später hatten wir dann oft ein Buch dabei. Später. Als wir endlich ein bisschen größer waren, aber natürlich längst nicht so groß wie die anderen, nahmen wir immer Bücher mit. Sehr viele Bücher! Und setzten uns damit ins Gras unter dem Baum. Eigentlich war es nur *ein* Buch. Nur ein einziges, ganz genau. Viele Bücher, aber immer nur eins zur Zeit. Jawohl, eins zur Zeit. Haufenweise Bücher – das hätte uns nicht gefallen, oder? Nein, gar nicht, und das ist bis heute so geblieben. Wir mögen *ein* Buch. Ja, wir mögen *ein* Buch, heute wie damals. Beispielsweise haben wir es uns in der Bücherei ziemlich schnell wieder abgewöhnt, nicht wahr, Bücher über Bücher auszuleihen. Ja. Ja, so war das. Anfangs haben wir natürlich so viele mitgenommen wie möglich. Bestimmt an die acht Stück. Es waren immer entweder sechs, acht oder zwölf, außer es handelte sich um Sammelbände, in dem Fall waren es eher nur vier. Und anfangs haben wir so viele Bücher ausgeliehen wie möglich. Oh, ja. Dieses und dieses und

dieses, und das und das hier auch. Und so weiter. Ja. Aufgestapelt auf dem hohen Tresen, damit der Wackeldackel sie stempeln konnte. Und kein einziges lasen wir von Anfang bis Ende. Das ging gar nicht. Wir konnten uns überhaupt nicht darin vertiefen. Egal, welches Buch wir gerade in der Hand hielten – wir fragten uns pausenlos, welche Wörter wohl in den anderen Büchern standen. Wir waren machtlos dagegen, nicht wahr. Wir konnten einfach nicht anders, als über die anderen Bücher und die Wörter darin nachzudenken, und wenn wir dann eins der anderen Bücher in die Hand nahmen, um nachzusehen, ging alles von vorn los. Es war immer dasselbe, egal, zu welchem Buch wir griffen. Solange da noch andere Bücher waren, mussten wir nonstop an die Wörter denken, die wohl in ihnen standen, was uns davon abhielt, uns in das Buch in unserer Hand zu vertiefen. In eben dieses Buch. Eine dumme Angewohnheit. Wirklich zu dumm. Ein Buch weglegen, ein anderes nehmen, auch das beiseitelegen und ein neues nehmen und so weiter, und kein Stück weiterkommen. Kein Stück. Immer und immer wieder. So ging das eine ganze Weile, nicht wahr, bis uns etwas klar wurde: Dass wir sechs Bücher acht Bücher zwölf Bücher vier Bücher ausleihen durften, bedeutete noch lange nicht, dass wir es auch mussten.

Nein, natürlich nicht. Also liehen wir nur eins aus. Was die anderen natürlich aufregte. Ja. Oh, ja. Und wie. Ohne Ende. Ist das alles, riefen sie. Das ist viel zu wenig. Nur eins – das reicht doch höchstens bis morgen, hieß

es, wir kommen diese Woche nicht noch mal her. Na und? Als könnte man mit einem Buch nichts anderes tun, als es zu lesen. Ja, genau. Wir konnten ziemlich lange neben einem Buch sitzen, ganz ohne es aufzuschlagen, so war es doch. Keine Frage. Und das war sehr erbaulich. Auf jeden Fall. Wie wir feststellten, ließ sich einem Buch sogar jede Menge abgewinnen, ganz ohne es aufzuschlagen. Es einfach nur neben uns liegen zu sehen, war schon etwas Besonderes. Weil wir uns dann nämlich fragen konnten, nicht wahr, welche Wörter wohl darin standen, statt uns in einen lächerlich verzückten Zustand hineinzusteigern. Mit nur einem Buch konnten wir im Gras sitzen und in aller Ruhe und ausführlich über die Wörter nachdenken, die wohl darin standen, so dass sich wie von allein und von wer weiß woher die klarsten Bilder einstellten. Das war schön. Wirklich. Die Bilder ähnelten nur selten Dingen, die wir gesehen hatten, trotzdem wirkten sie kein bisschen unscharf oder weit hergeholt. Kein bisschen. Vielleicht um sicherzustellen, dass die Bilder, die sich wie von allein einstellten, nicht zu sehr von Thema, Ton und Zeit des neben uns liegenden Textes abwichen, nahmen wir das Buch gelegentlich in die Hand, schlugen es dort auf, wo der Daumen hängen blieb, und lasen ein oder zwei Wörter der Zeile, auf der unser Blick zufällig gelandet war, und diese ein oder zwei Wörter reichten schon aus, nicht wahr, um noch spannendere Bilder heraufzubeschwören.

Wenn wir ein Buch aufschlagen, wandert unser Blick fast immer zur linken Seite. Oh, ja – aus Gründen, über die wir noch nie nachgedacht haben, fühlen wir uns von der linken Seite stärker angezogen als von der rechten. Aber zuerst blicken wir auf die rechte Seite hinunter. Die rechte zuerst, jawohl. Die Wörter auf der rechten Seite erscheinen uns viel zu dicht. Zu dicht beieinander und zu dicht vor unserem Gesicht. In der Tat sorgen die Wörter auf der rechten Seite dafür, dass wir unser Gesicht seltsam verziehen. Sind das wirklich wir? Ja? Nun? Die Wörter rechts wirken übereifrig und aufdringlich, ja in der Tat fast anbietend, und schon bald wenden sich unsere erschütterten Augen von der rechten Seite ab und suchen Zuflucht auf der linken. Auf die rechte Seite sehen wir hinunter und zur linken sehen wir auf. Im Ernst. Und fast immer lesen wir die linke viel langsamer als die rechte. Auf der linken ist anscheinend mehr Zeit. Ja. Oh, ja. Und wie! Auf der linken Seite ist mehr Platz, zu beiden Seiten der Begriffe und auch über und unter den Sätzen. Außerdem stehen auf der linken Seite fast immer die besseren Wörter. Genau – Wörter wie »strahlte«, »Geschöpf«, »Champagner«, »zottig« und »Klumpen« beispielsweise. Wörter, die keine weitere Erklärung brauchen. Die unser Auge eins nach dem anderen passieren, statt sich zusammenzurotten und uns von etwas überzeugen zu wollen, was gar nicht passiert. Wobei es doch eigentlich nicht sein kann, dass diese unterschiedlichen, durch die Wörter ausgelösten Vorgänge so treffsicher auf die linken und die

rechten Seiten verteilt wurden, oder? Nein, vermutlich nicht. Viel wahrscheinlicher ist, dass wir für die Wörter auf der linken Seite sehr viel empfänglicher sind als für die auf der rechten, weil wir auf die rechte hinabschauen und zur linken aufblicken. Wirklich. Tun wir. Was wohl bedeutet, dass das Buch in unserer Hand sich bewegt. Ja, es bedeutet, dass wir das Buch, wenn wir die rechte Seite umblättern und sie zur linken wird, leicht in die Höhe heben. In die Höhe, ja wirklich.

Wir neigen dazu, die letzten Sätze der rechten Seite hastig zu lesen, nicht wahr. In der Tat. Wir genießen das Umblättern sehr, es erfüllt uns mit einer geradezu glühenden Vorfriede und nimmt unsere Aufmerksamkeit dermaßen in Anspruch, dass wir nicht anders können, als die letzten Sätze auf der rechten Seite hastig zu überfliegen und kein einziges Wort wirklich aufzunehmen. Ziemlich oft ergibt der Anfang einer linken Seite keinen Sinn. Nein. Nein, gar keinen. Und erst dann erkennen wir, wenn auch nur widerwillig, dass wir die letzten Zeilen der Seite davor nicht richtig gelesen haben. Ziemlich oft ist unser Widerwille so groß, dass wir einfach weiterlesen. Wir lesen weiter, jawohl, selbst wenn wir aus dem Gelesenen nicht schlau werden. Wir lesen weiter, weil wir vage davon überzeugt sind, dass sich uns, wenn wir nur durchhalten, der Zusammenhang zwischen den aktuellen und den bereits gelesenen Sätzen früher oder später vollständig erschließen wird. Wir kommen aber nicht sehr weit. Nein, leider nicht. Fast immer blättern

wir zurück. Oh, ja. Und fast immer sind wir überrascht, wie viele augenfällige Details in den letzten Zeilen der vorherigen rechten Seite untergebracht sind, und noch überraschender finden wir den unpassenden, von wer weiß woher stammenden Gedanken, dass der Setzer des Buches wirklich keinerlei Verantwortungsgefühl besitzt, hat er doch zugelassen, dass am Ende einer rechten Seite so wichtige Sätze stehen. Dem Setzer muss doch bewusst gewesen sein, wie viel Freude den Leuten das Umblättern und wieder Umblättern macht; deshalb kann niemand von ihnen erwarten, dass sie die letzten Zeilen der rechten Seite mit der gebotenen Aufmerksamkeit lesen. Sollte man meinen. Umblättern. Umblättern. Umblättern und das Buch ein wenig höher halten. Und der Grund, nun da wir darüber nachdenken, ist wohl, dass wir nach dem Umblättern Lust haben, das Kinn zu heben und nach oben zu sehen. Und wir wollen nach oben sehen, weil sich das Blatt gewendet hat. Ein neues Blatt! – jawohl. Das Blatt hat sich gewendet, und wir fühlen uns schlagartig jung und wahnsinnig aufgeschlossen, und so nimmt unser Gesicht beim Umblättern ganz ungezwungen den erhabenen Ausdruck einer kultivierten, wenn auch leicht verwöhnten Göre an. Das neue Blatt. Ja. Bis zum Ende der rechten Seite sind wir um ungefähr zwanzig Jahre gealtert. Dann halten wir das Buch nicht mehr in die Höhe. Nein. Oh, nein. Das Buch ist gesunken, unser Kopf ist gesunken. Wir haben Hängebacken. Wirklich. Wir haben ein Doppelkinn. Jawohl. Wir suhlen uns. Wir

suhlen uns. Wir suhlen uns in unseren Kinnfalten. Wirklich, wir sind um mindestens zwanzig Jahre gealtert. Da ist es doch kein Wunder, nicht wahr, dass wir die rechte Seite nicht ordentlich zu Ende lesen. Nein. Gar nicht. Gar kein Wunder, dass es uns in den Fingern juckt, endlich umzublättern. Überhaupt kein Wunder, dass wir uns so glühend aufs Umblättern freuen. In der Tat freuen wir uns, als ginge es um Leben und Tod. Um Leben und Tod. Leben und Tod. Und in der Tat geht es um Leben und Tod. Ja. Oh, ja. Die Seite umblättern. Die Seite umblättern. Wenn wir eine Seite umblättern, werden wir neu geboren. Wir leben und sterben, leben und sterben, leben und sterben, wieder und wieder. Und ganz ehrlich – so sollte es auch sein. So geht lesen. Ja. Oh, ja. Die Seite umblättern. Die Seite umblättern. Mit dem ganzen Leben.

Man könnte behaupten, dass es genau genommen keine linken Seiten gibt, sondern nur Rückseiten von rechten, nicht wahr. Das könnte man durchaus behaupten, wenn das Buch aufgeschlagen daliegt, mit dem Cover nach oben. Nach oben. Ja. Mit dem Cover nach oben im Gras. Ja. Dort im Gras ein Buch direkt neben uns. Mit dem Cover nach oben. Nach oben auf der Wiese in dem Gras neben dem großen, alten Baum. Nur ein Buch. Ja. Und in der Tat waren wir in unserer Vorstellung die Einzigen, die dieses Buch besaßen. Sonst niemand. Keiner. Keine Menschenseele. Niemand besaß dieses Buch, und darüber hinaus hatte niemand es je gesehen. Es gehörte uns

allein. Nur uns. Wir wussten natürlich ganz genau, dass das überhaupt nicht stimmte, aber es fühlte sich trotzdem so an, und in der Tat stellt sich dieses Gefühl selbst heute noch ein, bei manchen Büchern. Wirklich. Irrtümlicherweise und dennoch zwingend. Dieses Buch gehört uns und uns allein. Vielleicht rührt das Gefühl der Exklusivität daher, dass es zu Hause nicht viele Bücher gab und die wenigen vorhandenen außer Sicht in einem Eckschrank im Esszimmer aufbewahrt wurden, zusammen mit Kerzen, Serviettenringen und einer Sauciere, gegen die unsere Mutter eine plötzliche und heftige Abneigung entwickelt hatte. Sie waren außer Sicht und gleichzeitig seltsam präsent. Verstörend präsent. Geradezu omnipräsent. Ja, präsenter noch als Reihen über Reihen von Büchern in offenen Regalen, an denen man x-mal am Tag vorbeigeht. Und *Der kleine Klaus und der große Klaus* war natürlich präsent, weil unsere Mutter uns damals die Treppe hinauf und bis ins Badezimmer folgte und uns dabei das schreckliche Märchen vom kleinen und vom großen Klaus und ihren irrwitzigen Betrügereien und herzlosen Streichen vorlas. Hü, alle meine Pferde! Hü, alle meine Pferde! Jawohl. Unsere Mutter liebte das. Hat sich schlappgelacht. Im Ernst. Und selbst als wir schon größer waren, ist sie hinter uns die Treppe hinaufgestiegen und hat sich schlappgelacht, in der Hand *Der kleine Klaus und der große Klaus*. Hü, alle meine Pferde! Das Buch stand oben im Extrazimmer in einem Regal zwischen unseren anderen Büchern. Im Spielzimmer.

Ja. Während die Bücher unserer Mutter im Eckschrank vor sich hin schmolten wie dunkle Geheimnisse. Oh, ja. Ganz selten drehten wir vorsichtig den kleinen Messinggriff, öffneten lautlos die Tür des Eckschranks und warfen einen Blick auf die aufgeschreckten Bücherrücken neben den Kerzen, den Serviettenringen und der verbannten Sauciere, und jedes Mal verschlug es uns fast den Atem. Es machte uns nervös. Ehrlich. Was wir sahen, ging uns nichts an. Es war verboten. Ja. Oh, ja. Und das Verbotene erwiderte unseren Blick und sah etwas. Jawohl, etwas in uns, von dem wir tatsächlich nichts geahnt hatten. Die Bücher erwiderten unseren Blick, und in uns regte sich etwas. Ja. Eins davon war *Switch Bitch* von Roald Dahl. Oben in unserem Zimmer hatten wir Bücher von Roald Dahl, *Danny oder die Fasanenjagd* beispielsweise, unser Roald-Dahl-Lieblingsbuch; wir hatten sie alle gelesen, nicht wahr, alle außer diesem hier. Nein, über dieses wussten wir nichts. Rein gar nichts. Aber es war ziemlich offensichtlich, nicht wahr, dass dieses Buch anders war als die Roald-Dahl-Bücher oben in unserem Regal und nichts für uns. Nein, auf keinen Fall. Dieses Buch war etwas für Erwachsene. Jawohl. Das erkannten wir sofort. Innen im Umschlag gab es ein Foto von Roald Dahl, genau wie in den Umschlägen unserer Roald-Dahl-Bücher. Sogar fast an der gleichen Stelle. Oh, ja. Aber in dem Umschlag des Buches, das meine Mutter neben Kerzen, Serviettenringen und der ausrangierten Sauciere im Eckschrank aufbewahrte, sah er vollkommen

anders aus. Wirklich. Erstens blickte er nicht direkt in die Kamera. Oh, nein. Und er saß auch nicht. Nein, er stand, und zwar draußen. Draußen im Wind. Im Wind, jawohl. Dass er im Wind stand, konnte man daran erkennen, dass sein eher schütteres Haar flatterte. Was uns auf den Gedanken brachte, nicht wahr, dass er wahrscheinlich neben einem kleinen Propellerflugzeug stand. Ja. Genau. Er blickte nicht in die Kamera. Nein. Und das verriet uns, dass er beim Verfassen des Buchs Erwachsene im Sinn gehabt hatte. Erwachsene, jawohl. Das, und der Titel. Der Titel, natürlich. *Switch Bitch*. Switch Bitch. Wenn unsere Mutter unserem kleinen Bruder *Sophiechen und der Riese* vorlas, hatten wir sofort das Bild einer Frau mit kleiner Stupsnase und schwarzem Netzschleier vor Augen, die ihr verschwommenes Spiegelbild betrachtet, während ihre dunkelrot glänzenden Lippen stumm das Wort *bitch* formen, was wir unglaublich aufregend fanden, ohne ganz zu verstehen, warum; die durch das Bild erzeugte Aufregung war von einer unbekanntem Art und irgendwie verstörend, und schon bald fühlten wir uns schuldig und einsam und fürchteten uns wer weiß wovor. Wir wussten es nicht. Nein. Trotzdem hatten wir Schiss.

Ein Start ins Leben stand auch im Eckschrank. *Ein Start ins Leben*, ganz genau, allerdings von Alan Sillitoe und nicht von Anita Brookner. Das hatten wir eines Sommers im Garten hinter dem Haus im Nu durch. Im Garten hinter dem Haus standen zwei Sonnenliegen auf

der Terrasse, und eines Sommers, als wir eigentlich Bücher von der Literaturliste unserer Schule lesen sollten, lagen wir in einem schwarzen Neckholder-Bikini und mit einer Schachtel Dunhill auf einer der Sonnenliegen und lasen stattdessen *Ein Start ins Leben* von Alan Sillitoe. Später an dem Nachmittag, als sie von ihrer Halbtagschicht im Kaufhaus zurück war, kam unsere Mutter mit Sonnencreme auf die Terrasse, legte sich in ihrem neongelben, trägerlosen Bikini auf die Liege neben uns und ließ sich einzelne Passagen vorlesen, die wir schon kannten und besonders lustig fanden. Das gefiel ihr. Es gefiel ihr, und sie lachte. Sie lachte fast immer an den Stellen, an denen wir zuvor gelacht hatten. Das Buch war sehr unterhaltsam. Sie lag neben uns auf der Sonnenliege und rauchte Benson & Hedges. Lachend. Lachend schnippte sie die Asche auf die Terrasse. Das ist lange her. Wirklich. Es war einer der letzten Sommer. Mittlerweile können wir uns nicht mehr daran erinnern, wovon *Ein Start ins Leben* handelt. Wir haben keine Ahnung. Obwohl wir uns grob an die Stelle erinnern können, die wir so lustig fanden. Ja, an der Stelle, die wir so lustig fanden und unsere Mutter auch, gibt der Erzähler zu bedenken, dass nicht jeder Mensch dafür gemacht ist, tagein, tagaus zu faulenzten und dass man Leute, die den Tag vertrödeln, nicht mit Wut und Verachtung strafen, sondern mit höchster Wertschätzung behandeln sollte, denn tagein, tagaus rein gar nichts zu tun, ist nicht ansatzweise so leicht, wie es aussieht.

In der Tat ist Nichtstun eine hohe Kunst. Jawohl, es ist eine Kunst, und nur wenige Menschen haben den Mumm und die Stärke, es durchzuziehen. An einem Sommer-nachmittag im Freien lesen. Nach endlosen Wochen mit heißen Sonnentagen. Das ist wirklich mit nichts zu vergleichen. Nichts taten wir lieber. Manchmal kletterte ein kleiner, gepunkteter Käfer auf das Buch, das mit dem Cover nach oben neben uns lag. Das Buch, das niemand zuvor je gesehen, geschweige denn aufgeschlagen hatte. Der Käfer kam raus aus dem zerzausten Gras und rauf auf das ehrwürdige Tableau, auf das Cover von was eigentlich – von Platons *Phaidros* vielleicht. Die Säulen die Schalen das Zinngeschirr die Weinblätter die Trinkgefäße die dunklen Schienbeine die zitronigen Zitronen das Chiaroscuro. Wäre uns danach gewesen, hätten wir ihn mühelos mit einem sanften Daumendruck zerquetschen können. Ja. Ja, hätten wir. Da war er. Kleiner, gepunkteter Käfer. Hielt still, krabbelte weiter. In diese und in jene Richtung. Immer rundherum auf dem ehrwürdigen Tableau, ewig pünktlich. Immer rundherum und unfähig, sich in die verlockende, weise Finsternis der schwermütigen Szene zu vertiefen. Aber wir hatten nicht die Absicht, gepunktete oder andere Käfer zu plätten, nicht wahr. Nein, überhaupt nicht. Auch keine Ameisen. Nein. Nicht einmal Spinnen. Trinkgefäße. Trinkgefäße. Und irgendwie konnten wir nicht sagen, ob der kleine Käfer von jetzt war oder noch von früher. Nein, nicht genau. Nicht einmal, als er über die Kante fiel und abschwirrte.

II.

Heller Funken

»Eines Tages werden wir ihn zu einem Menschen zähmen, und dann werden wir ihn zeichnen können. So haben wir es auch mit uns selbst gemacht und mit Gott.«

»Federzeichnung eines Jungen«,
Clarice Lispector

Am Ende des Schuljahres versuchte der Fachbereich Englisch, die zu Beginn des Schuljahres so optimistisch an die Schülerschaft ausgegebenen Bücher wieder einzusammeln. Seit Beginn des Schuljahres hatte sich kaum jemand die Mühe gemacht, in die Bücher hineinzusehen, trotzdem fühlte sich jetzt, am Ende des Schuljahres, niemand verpflichtet, sie zurückzugeben. Für den Fachbereich muss das sehr ärgerlich gewesen sein. Die Schüler hatten einfach kein Interesse. Weder daran, die Bücher zu lesen, noch daran, sie zurückzugeben. Bis zum letzten Klingeln interessierte sie nur eins, nämlich den Fluss aus Informationen und Ideen, den die Lehrkräfte in jeder neuen Unterrichtsstunde anzuregen versuchten, durch alle möglichen, scheinbar endlosen Streiche zu stören. Dabei war ihr Repertoire trotz aller

Hartnäckigkeit nicht besonders abwechslungsreich. In der Tat legten sie sich gleich nach den Ferien auf ein bestimmtes Manöver fest, das dann mit großer Freude und in unveränderter Form durchgezogen wurde, Tag für Tag und bis ans Ende des Schuljahres. Es war ziemlich grotesk. Wie schon den Künstlern der Avantgarde war ihnen bewusst, dass durch ausdauerndes Wiederholen subtile und absurde Variationen entstehen, die ebenso lähmend wie subversiv wirken können. Das fortwährende Blödeln kam vor allem in den naturwissenschaftlichen Laboren zum Einsatz, wo die Hände der zündelnden Klasse mühelosen Zugriff auf eine große Auswahl an Geräten und Stoffen hatten, die sich untereinander kombinieren ließen und zuverlässig in eine spür- und halbwegs überschaubare Wechselwirkung traten – obwohl sich die exakte Reichweite der Reaktion weniger zuverlässig einschätzen ließ. Zu wissen, was passiert, ohne zu wissen, in welchem Ausmaß, ergab eine sehr aufregende Mischung, und nie kam am Ende eine Enttäuschung dabei heraus – im Gegenteil, wenn eine Mission scheiterte, war die Befriedigung höchstens noch größer. Für die Klasse schien selbst die Ernüchterung einen Reiz zu haben. Schwammkopf, der Chemielehrer, fand ihre Heiterkeitsausbrüche albern, irritierend und auch ein bisschen beunruhigend. Ihr Verhalten war idiotisch und, was noch schlimmer war, absolut unberechenbar. Warum nur klang das kurze, allzu prompte Johlen nach einer schönen, hellen Stich-

flamme so pflichtbewusst und leer, wohingegen ein Rohrkrepiere eine fast schon unheimliche, von Herzen kommende Kakophonie aus Jubel und Beifall auslöste? Es hatte fraglos etwas Finsteres. War den Schülern vielleicht klar, dass sie selbst es nie weit bringen würden? Sie wussten, das System war gegen sie, sie spürten es in ihren noch im Wachstum befindlichen Knochen – ihre Knochen, die auch die Knochen ihrer Mutter und ihres Vaters waren, und die Knochen der Mutter und des Vaters ihrer Mutter, und die Knochen der Mutter und des Vaters ihres Vaters und so weiter und so fort, ringsum nichts als lange Reihen aus angeknacksten, weggeschobenen, aufgeschichteten Knochen. Und so heckten die gegenwärtigen Hüter der ebenso blutjungen wie beherrschten Knochen ein kontrollierbares Szenario aus, das manchmal in einem blitzenden Knall gipfelte, meist aber nur jämmerlich zischte und dann tropfend verpuffte. Das Scheitern war programmiert, nicht wahr, deswegen konnten sie sich genauso gut einen Spaß daraus machen und ihm wieder und wieder ins mürrische Gesicht lachen, voll höhnischer Freude und so laut und so oft wie möglich. Ihre Zukunft war vorgezeichnet und passte auf einen winzigen Zettel. Wie schon die ihrer Eltern und der Eltern ihrer Eltern und der Eltern der Eltern ihrer Eltern und so weiter; warum sollte sich ausgerechnet jetzt etwas ändern? Wie gut oder wie schlecht sie in der Schule abschnitten, würde absolut keine Rolle spielen. Tagein, tagaus an einem Tisch in

diesem oder jenem Klassenzimmer zu sitzen, auf alles zu lauschen und es sich einzuprägen war eine komplette Zeitverschwendung, die reinste Farce, sie mussten da nicht mitmachen, sie brauchten nicht so gehorsam, fleißig und stumm zu sein wie ihre Eltern und die Eltern ihrer Eltern und die Eltern der Eltern ihrer Eltern, denn die Lehrer hatten keine Macht mehr über sie. Einen harten Tafelwischer quer durch den Raum schleudern, bis er einen Kopf trifft, zehn Schläge auf den Hintern mit einem Rohrstock oder zwanzig mit einem Lineal auf die nackten Handflächen – die willkürliche Austeilung solch plumper körperlicher Strafen war schon seit Jahren verboten. Dauerhaft für Ordnung sorgen konnte nur, wer die Schüler zur Eigenverantwortung überredete und das Stillsitzen und Aufpassen zu ihrer persönlichen Aufgabe erklärte, was aber nur funktionierte, wenn sie glaubten, dass sich dadurch etwas bewirken ließ, nicht wahr, und deshalb wurde ihnen immer wieder gesagt, dass ihre Möglichkeiten grenzenlos wären und sie alles erreichen könnten, solange sie sich nur anstrebten; immer wieder wurde betont, dass die Stadt, in der sie lebten, die am schnellsten wachsende in ganz Europa war, in ganz Europa, und die Perspektiven, die sich ihnen eröffneten, folglich real und unbegrenzt waren, hoch und noch höher hinaus, und natürlich gab es einige wenige, die auf dieses weichgespülte Geschwätz hereinfließen, bereitwillig irgendwelchen wirklichkeitsfremden Fantasien nachhingen,

hanebüchene Ziele anstrebten und sich gern anpassten, die kleinen Eierköpfe, und wohnten diese wenigen nicht ohnehin schon in Einfamilienhäusern am Ende von gewundenen Vorortsackgassen? Die große Mehrheit aber wollte partout nicht darauf hereinfallen, und so waren die meisten Unterrichtsstunden von Anfang bis Ende eine Katastrophe. Deshalb war jede Lehrkraft gezwungen, sich für den Fall, dass im Klassenraum alles aus dem Ruder lief, eine Methode zu überlegen, um die mutwillige Nachlässigkeit der Schüler zu stoppen und ihnen etwas Disziplin einzutrichtern, wie kurzlebig auch immer. Meistens lief das nicht ohne Gebrüll ab, oftmals begleitet von Schlägen auf das Pult. Zum Brüllen musste der Lehrer, ohnehin schon am Ende seiner Kräfte, sich natürlich von seinem Platz erheben, und während er brüllte, tastete er blindlings nach etwas Werfbarem; aber weil er keinen Tafelwischer und auch sonst nichts auf die Klasse schleudern durfte, konnte er den gefundenen Gegenstand nur auf das Pult knallen, wieder und wieder, was für sich genommen aber schon recht kathartisch wirkte und ziemlich oft für leicht betretenes Schweigen sorgte, auf das eine kurze, himmlische Ruhe folgte. Einer der Lehrer brüllte nur ungerne. Vielleicht konnte er nicht; nicht jeder ist dafür gemacht. Er war groß, hatte einen weichen Bart, blaue, klare Augen und eine Vorliebe für Tweed. Er sah aus wie ein Schweizer oder wie ein Mann aus der Viktorianischen Zeit. Sprich, wie jemand, der nach draußen an die fri-

sche Luft gehört und im Mai zu ausgiebigen, gemächlichen Wanderungen über schöne Hügelketten aufbricht, bei denen er immer wieder innehält, um eine Blume, einen Schmetterling oder eine Flechte zu zeichnen. Dort hätte er sein sollen, hoch oben bei den blühenden Edelweiß, nicht hier unten im Klassenzimmer, wo Blödmänner mit brennenden Daumen herumliefen und sich Tesafilm um den Kopf wickelten. Der Lehrer hieß Aitken, und seine einzige Disziplinarmethode bestand darin, die Hand zu heben. Er sagte nichts, er stand nicht einmal auf. Er blieb einfach sitzen, stützte die Ellenbogen auf das Pult, hob einen Unterarm, für gewöhnlich den linken, und kehrte der Klasse die Handfläche zu. Seine Finger waren geschlossen. Lange, wohlgeformte Finger. Spitz zulaufende Finger. Geschickte Finger. Wie gemacht dafür, Brombeerranken von Kleidung zu zupfen und kleinere Dinge aus dem Gras aufzulesen. Angesichts dieser merkwürdigen Geste brachen die Schüler in Gelächter aus. Sie eilten zu ihrem Platz zurück, setzten sich rittlings auf ihren Stuhl und hoben ebenfalls die Hand. »Howgh«, riefen sie, »howgh!« Wieder und wieder, mit tiefer, getragener Stimme, und dann hob ihr Kriegsgeheul an: Sie legten den Kopf in den Nacken, jaulten und johlten und schlugen sich dabei auf den Mund. Aber Aitken sagte immer noch kein Wort. Unbeweglich und in geschmeidigem Tweed saß er da und zeigte der Klasse die Handfläche wie ein Friedensangebot, und seine wissenden Augen

leuchteten vor erhabener Nachsicht. Manchmal schien der Klamauk ihn zu amüsieren. Fühlte er sich dazugehörig? Denn schließlich war es seine knappe und gleichzeitig ausdauernde Geste, über die sie sich so lustig machten. Nachahmung kann boshaft sein, aber wenigstens nimmt sie die Anwesenheit des Nachgeahmten zur Kenntnis. Der rätselhafte Humor der selbstgemachten Streiche grenzte ans Unverständliche und das eskalierende Lachen war verwirrend, wenn nicht gar verstörend, doch immerhin war der Lehrer hier in den Witz eingeweiht. In der Tat sah es manchmal so aus, als lächelte er hinter seinem weichen Bart. Zog er eine Grimasse, machte er gute Miene zum bösen Spiel? Oder trieben sie ihn langsam in den Wahnsinn? Wie schon Frau Floyd. Frau Floyd. Wo war sie hin? Eines Morgens war sie noch da gewesen wie seit Jahr und Tag mit ihrem ständigen *der, die, das*, aber dann war sie plötzlich weg und wurde nie wieder gesehen. Frau Floyd. Streng, humorlos, mit viel Holz vor der Hütte und – deutsch, jawohl. Die Klasse hatte einen Heidenspaß. Ihr kleinen Scheißer. Ihr Penner. Gebt die verdammten Bücher zurück! Aber die Schüler gaben die Bücher nicht zurück, nicht freiwillig. Sie mussten geschmiert werden. Und so kam es, dass der Fachbereich am Ende des Schuljahres versuchte, die zu Beginn des Schuljahres ausgegebenen Bücher wieder einzusammeln, indem er für jedes zurückgegebene Buch einen anständigen Schokoriegel versprach. Bis die Taktik

verfing, dauerte es eine ganze Weile – zunächst waren die Jugendlichen misstrauisch und vermuteten irgendeinen Haken. Ihre Vorbehalte wurden erst durch den Anblick einiger unerschrockener Mitschüler zerstreut, die in der Pause lässig mit einem Twix wedelten. Da konnten die kleinen Scheißer ihre Bücher natürlich gar nicht schnell genug zurückgeben.

In einer Mittagspause, sagen wir an einem Mittwoch, trafen sich fünf oder sechs Mädchen in einem Klassenraum im Erdgeschoss des Englischtrakts und besprachen eine Präsentation, die sie in der darauffolgenden Woche vor der Klasse halten sollten. Sie schoben zwei Tische zusammen und setzten sich daran, und eins der Mädchen war ich. Was weiß ich noch über das Mädchen am Tisch, das später ich sein würde? Ich weiß, dass es lieber allein an der Präsentation gearbeitet hätte. Vielleicht hatte es den Lehrer sogar darum gebeten. Manchmal erlaubte Mr Burton eine Einzelarbeit, aber er konnte nicht jedes Mal nachgeben, egal, wie sehr das Mädchen litt und unabhängig davon, dass es in Einzelarbeit etwas Beeindruckendes zustande gebracht hätte. Das wusste er selbst, aber was sollte er machen – ich muss bestätigen können, sagte er, dass du in der Lage bist, gut mit anderen zusammenzuarbeiten. Aber ich konnte nicht gut mit anderen zusammenarbeiten. Gut mit anderen zusammenzuarbeiten bedeutete, den Mund zu halten, es sei denn, man hatte etwas absolut

Belangloses zu sagen. Wenn ich es wagte, einen hilfreichen Vorschlag zu machen, war die Gruppe automatisch dagegen; anscheinend war ich nicht halb so schlau, wie ich glaubte, und die anderen waren immer sehr bedacht darauf, es mich spüren zu lassen. Es war seltsam, ohne den Rest der Klasse in dem Unterrichtsraum zu sitzen. Ohne Mr Burton. Wir fühlten uns wie Schiffbrüchige. In dem Raum gab es nichts als kalte Möbel und stagnierendes Denken; hier kreativ zu sein, gestaltete sich schwierig. Ich hatte keine Lust, lange zu bleiben. Es würde sowieso nichts dabei herkommen. Anscheinend wollte niemand etwas sagen. Die wenigen Wortbeiträge waren vage und unzusammenhängend, die Diskussion stockte und nichts fesselte unsere Aufmerksamkeit. Schon nach kurzer Zeit wurden wir unruhig, und tatsächlich schien es, als würde die Situation bald ins Unangenehme kippen. Ich merkte, wie zwei oder drei Augenpaare mich fixierten, aber obwohl ich viele Ideen hatte, hielt ich lieber den Mund. Alles andere hätte sich einfach nicht gelohnt. Wahrscheinlich hatte ich nur eine einzige Idee, eine ziemlich naive Vision davon, wie die Präsentation ablaufen könnte, von der Stimmung, dem Ton, von der Auflösung am Schluss und so weiter. Mehr als einmal hatte ich versucht zu erklären, wie das Ganze funktionieren könnte, aber sobald ich meine Überlegungen laut aussprach, ergaben sie offenbar keinen Sinn mehr, ich erinnere mich sogar an ein bestimmtes Mädchen, das mich, während ich ver-

suchte, meine Gedanken in Worte zu fassen, hasserfüllt ansah, was meiner Idee nicht gerade förderlich war. Manchmal frage ich mich, ob sich hinter meinem Hang zu abstrusen Ideen so etwas wie eine passive Aggressivität verbarg. Zu einer Seite des Raumes gab es ein breites, bodentiefes Fenster, von dem aus man über einen großen, asphaltierten Platz auf ein anderes Gebäude blicken konnte, wo sich die Umkleiden, die Aula und die Cafeteria befanden. Links vor dem Fenster standen ein paar dünne Bäume. In meiner Erinnerung tragen sie keine Blätter. In der Schule hatte ich oft ein mulmiges Gefühl. Einmal war während des Physikunterrichts, der Lehrer führte gerade einen Van-de-Graaff-Generator vor, meine Periode auf den Hocker durchgesickert. In der Mitte der hölzernen, lackierten Sitzfläche befand sich ein schmales Handloch; das Blut verteilte sich beunruhigend schnell auf dem Lack und tropfte dann durch das Loch auf den Boden. Ich hatte meine Periode erst wenige Male bekommen und gerade erst angefangen, Tampons zu benutzen, und diesen einen Tampon hatte ich offensichtlich zu lange getragen. Ich flüsterte dem Mädchen neben mir zu, dass ich auslief, und ohne den Blick von der haarsträubenden Metallkugel des Generators zu nehmen, steckte sie mir etwas aus ihrer Tasche zu, das ich zusammenknüllte und im Ärmel meiner Strickjacke verschwinden ließ. Ich hob eine Hand, die mit dem leeren Ärmel, und bat um die Erlaubnis, zur Toilette gehen zu dürfen. Der Lehrer sah

mich über den Rand seiner Brille hinweg an und neigte auf gewohnt mürrische Weise den allmächtigen, seltsam elastisch aussehenden Kopf. Sein mürrisches Nicken erleichterte mich, bedeutete es doch, dass alles wie immer war. Dass niemand außer dem Mädchen neben mir die kleine Blutlache am Boden bemerkt hatte, warm und menschlich und direkt unter meinem Holzstuhl.

Ich stand an einem der makellos weißen Waschbecken, hielt meinen Rock in den kalten Wasserstrahl und sah zu, wie das Blut aus den Falten strömte und sich in wunderschönen, wirbelnden Schwaden um den silbrigen Ausguss drehte. Ich war gern während der Unterrichtszeit in der Mädchentoilette. Es war schön, allein zu sein und das eigene Gesicht vor einem Hintergrund aus sauberen, weißen Kacheln im Spiegel zu sehen. Waschräume gibt es überall, seit Jahrhunderten schon, und so fühlte es sich gar nicht mehr an, als wäre ich in der Schule oder auch nur Engländerin. Ich fühlte mich sicher und weit weg und verspürte deshalb den plötzlichen Wunsch zu singen. Ich wollte hören, wie meine Stimme wirklich klang. Ich hatte keine Ahnung, was aus meinem Mund herauskommen würde, nun da ich aus der Zeit gefallen war. Vielleicht war ich eine norditalienische Nonne, die lange Streifen blutiger Verbände auswäscht, während draußen im Wald erschöpfte, verdreckte Männer zwischen regennassen Bäumen herumschleichen und aufeinander schießen, und sie alle werden wie angewurzelt in ihrem Elend

stehen bleiben, sobald sie mich singen hören. Dass Blut sich am besten mit kaltem Wasser ausspülen lässt, lernt man schon früh. Am besten geschieht es sofort, wenn das Blut flüssig und rot ist und noch kein hartnäckiger, bräunlicher Fleck. Ich weiß nicht, wie oft ich schon Blut rauswaschen musste – aus Unterhosen und Jeans, von der Rückseite eines Rocks, aus Bademänteln, Laken, Kissen und von Autositzen. Mindestens ein Mal pro Monat, zwölf Monate im Jahr und das seit siebenundzwanzig Jahren; wäre ich gut in Mathe, könnte ich ausrechnen, auf wie viele Male sich das insgesamt beläuft. Und es geht immer weiter. Erst vor zwei Wochen musste ich meinen Hosenrock ausziehen und in der Küchenspüle waschen. Danach habe ich ihn ausgeschlagen und untersucht, Vorder- und Rückseite, weil ich nicht mehr wusste, welche welche war, und das Teil anschließend übers Balkongeländer gehängt. Keine Spur mehr von den Flecken! Außerdem war der Nachmittag sonnig und der Hosenrock im Nu getrocknet. Ich habe mich trotzdem über mich selbst geärgert. Seit so vielen Jahren bekommst du deine Periode, und immer noch schaffst du es, dein Blut überall zu verteilen. Inzwischen solltest du wissen, wie es geht. In meinen Zwanzigern zog ich eine Zeit lang eine wolüstige Befriedigung daraus, herumzulaufen und überall Blutflecken zu hinterlassen. Ich bin ein blutendes Wesen, verdammt, seht nur, wie ich blute und blute, seht das viele Blut, wie es in Schlieren aus mir heraus-

läuft, auf meine Knöchel, auf den Boden, auf die Straße, auf eure schicken Schuhe. Hell wie ein Rubin, dunkel wie ein Granat. Meine Schulkameradin hatte mir einen Schlüpfertuch mitgegeben, säuberlich um die Binde gewickelt, die sie mir zugesteckt und die ich mir in den Ärmel geschoben hatte. Aber ich hatte nichts von dem Schlüpfertuch gewusst, und so stand ich da und hielt ihn verwundert in der Hand. Ich warf einen Blick aufs Etikett, weil ich wissen wollte, welche Größe sie trug und wo sie ihre Wäsche kaufte. Der Schlüpfertuch war mir eine Nummer zu groß, mit winzigen Blumen oder Ballons oder Dackeln bedruckt und sehr sauber. Weil keine Bleistiftspäne daran klebten, vermutete ich, dass sie ihn separat aufbewahrt hatte, in einem kleinen Geheimfach mit Druckknopf im Innern ihrer Schultasche. Es war aufregend, während des Unterrichts mit getrocknetem Blut an den Schenkeln und einem fremden Schlüpfertuch in der Hand ganz allein vor den kleinen, leuchtend weißen Kacheln der Mädchentoilette zu stehen. Es erinnerte mich an den Ersten Weltkrieg, wobei mich zu der Zeit alles an den Ersten Weltkrieg erinnerte. Im Sommer lässig auf dem Rad an langen Hecken und dem braunen Farmhaus mit den hohen Schornsteinen in der Nähe von Purton vorbei – da musste ich fast immer an den Ersten Weltkrieg denken. Sonntägliche Krähen auf einem harten, leeren Acker – auch das erinnerte mich an den Ersten Weltkrieg, aber auf eine ganz andere Art, denn wenn man mit in die Taschen geschobenen Hän-

den in der eisigen Kälte steht und zuschaut, wie Krähen über gepflügte Felder flattern, macht man sich natürlich ganz andere Vorstellungen vom Ersten Weltkrieg, als wenn man in der Julisonne auf einem Fahrrad über eine schmale, leere Landstraße rollt. Ich musste an den Ersten Weltkrieg denken, wenn ich abends Brot über dem Kaminfeuer röstete und aus den Augenwinkeln meine Mutter sah, die mit einer Zigarette und einem Buch auf dem grün-goldenen Sofa saß. Oder wenn ich an einem Schultag früh aufstehen musste und es draußen noch dunkel war. Das Geräusch des warmen Wassers in den Leitungen, der dunkle Badezimmerspiegel und das Medizinschränkchen, das sich mit einem satten, sanften Klicken schloss; all das erinnerte mich an den Ersten Weltkrieg. Auch die leeren Milchflaschen in der Küche der Mutter meiner Mutter, nicht aber die Milchflaschen bei uns, wahrscheinlich weil unsere so absolut sauber waren, sie blitzten fast, wogegen die in der Küche meiner Großmutter aussahen wie mit Nebel gefüllt. Im Winter mussten wir alle zum Geländelauf. Jeden Donnerstagnachmittag liefen wir durch Regen und Schlamm, Woche für Woche bis Weihnachten. Schlamm und Regen spritzte gegen unsere Beine und auf unsere Turnschuhe, über viele Paare, allesamt später abgestreift und an der Wand in der Umkleide aufgereiht, schlammverkrustet. Komplette mit Schlamm verdreckt. Und der Schlamm erinnerte mich natürlich wieder an den Ersten Weltkrieg. Die Gegend, in der wir wohnten, hatte da-

gegen lehmigen Boden. Er war grau und roch sauber, und es fühlte sich herrlich an, die Hände hineinzudrücken und darin zu wühlen. Lehm verhält sich vollkommen anders als Schlamm und hat mich nie an den Ersten Weltkrieg erinnert, im Gegenteil. Er hat mich an Töpferwaren und Steinzeug und schreckhafte Spinnen erinnert, die im Winkel eines abgeblätternen Fensterrahmens sitzen, an schmale, überwucherte, von zuckenden Motten bedeckte Gartenpfade, an Strickjacken über Stuhllehnen und Marmeladengläser randvoll mit warmem Regenwasser – alles Dinge, die ich immer mit der Zwischenkriegszeit in Verbindung gebracht habe. Hohe Haufen durcheinandergeworfenen Schuhwerks mit baumelnden Schnürsenkeln und faltigen Zungen erinnern mich an den Zweiten Weltkrieg, und damit meine ich eigentlich die Todeslager. Berge von Kleidern und persönlichen Gegenständen, vor allem Uhren, Regenschirme und Schuhe, erinnerten mich immer an die Todeslager, und als ich zum ersten Mal mit meiner Großmutter den Flohmarkt im Gemeindezentrum besuchte, stockte mir der Atem beim Anblick der aufgetürmten dünnen Strickjacken, Polyesterschals und klaffenden Schuhe auf Tapeziertischen, die sich über die gesamte Länge und Breite des Saals erstreckten, weil ich an die Hunderttausende von Frauen und Männern und Kindern denken musste, die Woche für Woche in schäbigen, überfüllten Viehwaggonen aus ganz Europa direkt ins barbarische, unentrinnbare Herz der Todeslager

